

Juri
Andruchowyttsch
Zwölf
Ringe

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3840

Die Ukraine in den Neunzigern: ein Staat in den Geburtswehen, vom postsozialistischen Chaos grell aufgeschminkt. Karl-Joseph Zumbrunnen, österreichischer Fotograf mit galizischen Wurzeln, ist fasziniert von den harten Kontrasten brutal geschmackloser Kommerzialisierung, rückwärtsgewandter Huzulen-Folklore, Resowjetisierung und Habsburg-Nostalgie. All das kommt ihm unendlich reizvoller vor als das langweilige Leben im Westen – vor allem, seit er sich in Roma Woronytsch verliebt hat, seine Dolmetscherin.

»Eine großartige Grotteske aus der Wildnis Europas«, formulierte der *Focus*, und kaum ein Kritiker sparte mit Superlativen. Kein Wunder, schöpft Juri Andruchowytsch doch aus dem vollen Geschichtenreservoir seiner Heimat und erzählt so mitreißend und intelligent, daß man Zumbrunnen am liebsten nachreisen würde.

Juri Andruchowytsch, 1960 geboren, lebt in Iwano-Frankiwsk in der Westukraine. Zuletzt erschienen im Suhrkamp Verlag sein Reisebrevier *Kleines Lexikon intimer Städte* (2016), sein Roman *Perversion* (st 4409) und der von ihm herausgegebene Essayband *Euromaidan. Was in der Ukraine auf dem Spiel steht* (2014). 2006 wurde er für *Zwölf Ringe* mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung ausgezeichnet.

Juri Andruchowytsch
Zwölf Ringe

Roman

Aus dem Ukrainischen von
Sabine Stöhr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Dvanacjat' obručiv
im Verlag Krytyka, Kiew.

Übersetzerin und Verlag danken
Sofia Onufriv und Jurko Prochasko
für ihre Mitarbeit.

Die Übersetzung wurde gefördert vom
Literarischen Colloquium Berlin
mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und der
Senatsverwaltung für Wissenschaft und Kultur, Berlin.

4. Auflage 2018

Suhrkamp Verlag Berlin

Erste Auflage 2007

suhrkamp taschenbuch 3840

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2005

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45840-2

Zwölf Ringe

Für Christian, Solomija und die anderen

Mein Freund, gegürtet einsam von der Nacht
verwoben ins Geheimnis unsrer Welt,
komm mit am Abend dieser Frühlingspracht
ins Wirtshaus auf dem Mond – Schnaps ist bestellt.

Bohdan-Ihor Antonytsch

I

Gäste, vorübergehend nur

1 In seinen Briefen aus der Ukraine schrieb Karl-Joseph Zumbrunnen: »Alles, was wir uns wünschen, vorstellen und erhoffen, trifft auch unausweichlich ein. Aber immer zu spät und nie so, wie wir es erwartet hatten. Wenn *es* uns schließlich begegnet, erkennen wir *es* nicht einmal. Deshalb fürchten wir uns meist vor der Zukunft, vor Reisen, Kindern, vor Veränderungen. Auch ich kann mich nicht dagegen wehren, ich tue nur so. Seit kurzem wird hier immer wieder für Stunden der Strom abgestellt.«

Keiner seiner engsten Bekannten hat je eine klare Antwort auf die Frage erhalten, warum er dorthin reiste. Die junge Frau, mit der er acht Jahre zusammen war (sie hieß Eva-Maria, und es ist unklar, von wem – Eva oder Maria – mehr in ihr steckte), erklärte eines Morgens, sie habe jetzt endgültig genug von ihm. Er verabschiedete sie unten an der Haustür, sie ging und mit ihr der beste Teil seiner Jugend – jene schwindelerregende Offenheit, mit der man die Blicke der anderen erwidert. Doch auch nach der Trennung hörte Karl-Joseph Zumbrunnen nicht auf, in die Ukraine zu reisen. Er ging bloß etwas gebeugter – was nur denen auffiel, die ihm am nächsten standen –, und der Augenarzt mußte ihm je eine Dioptrie zusätzlich verschreiben.

Auch als die ukrainische Regierung das Visumverfahren erheblich verkomplizierte und die Preise für konsularische Dienste spürbar anhob, ließ er sich nicht davon abbringen, immer wieder hinzufahren. Nichts konnte Karl-Joseph daran hindern, die Schwelle ihrer Vertretung zu überschreiten, er saß stundenlang neben heiser sprechenden, aus Bordellen geflüchteten Frauen und allen möglichen anderen Illegalen in den Wartezimmern herum, nahm aus dem Augenwinkel die interessierten, herablassenden Blicke der von Mal zu Mal stärker geschminkten, fülligen russischsprachigen Sekretä-

rinnen wahr und nannte, endlich zur Audienz vorgelassen, dem vergeßlichen Beamten zum x-ten Mal Name, Vorname, *Art der Beschäftigung* und Zweck der Reise. An einem bestimmten Punkt des Gesprächs erinnerte sich der Beamte dann doch an ihn, richtete den wäßrigen Blick zu Boden und versprach zu sehen, was sich machen ließe.

Seine erste Reise unternahm Karl-Joseph Anfang der neunziger Jahre. Damals zog dieses völlig neue Staatsgebilde viele solcher Morgenlandfahrer an. »Wenn sie den Winter überstehen«, schrieb Zumbrunnen, »dann winkt ihnen eine gute Zukunft. Jetzt haben sie es furchtbar schwer, es fehlt am Notwendigsten, einschließlich Schnaps und Streichhölzern, die vorläufige Pseudowährung verliert minütlich an Wert, aber vergessen wir nicht, daß wir im Osten sind und das Materielle hier niemals eine entscheidende Rolle spielen wird. Ich habe mich mit jungen Intellektuellen und einigen Studenten unterhalten, außergewöhnlich interessanten Menschen, die bereit sind, ihr Land radikal zu verändern.« Die Empfänger seiner Briefe zuckten nur die Achseln: All diese ekstatischen *Reise-notizen* erschienen ihnen ziemlich banal und naiv, wenn nicht gar aus dem gesammelten Rolland oder Rilke abgeschrieben. Als er im Frühsommer nach Wien zurückkehrte, brachte Karl-Joseph Zumbrunnen einen lackierten Holzadler mit, ein paar Woldecken aus Kosiw (eine für seine Freundin) und ein Päckchen brutalste »Watra«. Karl-Joseph rauchte nicht, aber dann und wann bot er einem seiner auf Grenzerfahrungen erpichten Gäste eine »Watra« an – so war das Päckchen auch Jahre später kaum zur Hälfte aufgebraucht.

Seine Fotografien aus den Karpaten und aus Lemberg veröffentlichte er in marginalen Zeitschriften, aus der geplanten eigenen Ausstellung »Europa. Das verschobene Zentrum« wurde aber nichts. Trotz seiner Bereitschaft, einen kompromißlerischen Titel zu wählen: »Nach Roth, nach Schulz«. In letzter Minute mischten sich irgendwelche höheren Mächte

des Museums für Volkskunde ein, und die Sache platzte. Doch Karl-Joseph Zumbrunnen hörte nicht auf, dorthin zu fahren.

Darin war er wirklich seltsam, ein konsequentes Produkt seiner typisch österreichischen verschlungenen Genealogie. Während der letzten vier- oder fünfhundert Jahre hatten seine Vorfahren so viel miteinander vermischt – standesmäßig, ethnisch, konfessionell, politisch, explosiv-inkompatibel –, daß er sich ebensogut als Nachfahre von bayrischen anabaptistischen Bierbauern fühlen konnte wie von Maultiertreibern aus dem Berner Oberland, Tiroler Käsemachern, bankrott gegangenen Salzburger Wucherern, Soproner Salzhändlern, auch einigen Selbstmördern, darunter Bankiers, aber auch Bischöfe, und anderen herausragenden Persönlichkeiten wie einem Feuer- und Messerschlucker aus Laibach und einer öffentlich als Hexe verbrannten schieläugigen Puppentheaterbesitzerin aus Tarnów, einem bekannten Redakteur von landwirtschaftlichen Kalendern aus Mattersburg und einer nicht weniger bekannten feministischen, ebenfalls schielenden Journalistin. In zwei entfernten Linien berührte die Familie Zumbrunnen den Komponisten Buxtehude und den Maler Altdorfer. Wahrscheinlich aber hat Karl-Joseph seine erste Ukraine-Reise unter dem Eindruck des in der Familie gepflegten Mythos vom Urgroßvater angetreten, einem fanatisch arbeitswütigen Oberförster aus Worochta, der irgendwann nach Tschortopil versetzt wurde. Der Urgroßvater hieß ebenfalls Karl-Joseph. Neun Zehntel der Männer vom Geschlechte der Zumbrunnen hießen Karl-Joseph. Der Urgroßvater Karl-Joseph Zumbrunnen war mit goldenen Lettern im Buch der österreichischen (oder sogar der internationalen?) Forstwirtschaft vermerkt als derjenige, welcher in der Mitte des 19. Jahrhunderts die riesigen Flächen der kahlen Karpatenhänge mit Nadelbäumen und Buchen bepflanzt hatte. »Hier erinnert sich niemand mehr an ihn«, schrieb sein Urenkel,

»und alle meine Versuche, mehr über ihn zu erfahren, waren vergeblich. Es scheint, als habe es hier im 20. Jahrhundert einen furchtbaren Kataklysmus gegeben, so etwas wie einen tektonischen Bruch, infolgedessen alles, was früher, sagen wir, vor dem Jahre 1939, sich ereignete und existierte, im Nichts verschwunden ist. Ich habe mit einigen jungen Historikern gesprochen, und sie wollen sich dafür einsetzen, daß eine Fakultät der hiesigen Forstakademie Urgroßvaters Namen erhält. Als ob es mir darum ginge!«

1992 reiste er zweimal, 1993 nur einmal, aber für länger, anscheinend hat er die ganzen vom Visum erlaubten drei Monate in Lemberg verbracht. Als er 1994 vom Ausgang der Wahlen erfuhr, kam er zu dem Schluß, daß er wohl zum letzten Mal in die Ukraine gereist war. Die Briefe aus jener Zeit klingen besonders schroff und bitter: »Dieses Land hatte die besten Aussichten, sich zu ändern und vom Zustand der permanenten Ungeheuerlichkeit und oligophrenen Hilflosigkeit sehr rasch in den Zustand der *Normalität* zu wechseln. Jetzt aber zeigt sich, daß die Zahl derjenigen, die dies nicht wollen, ja nicht einmal die Existenz des Landes an sich wollen, alles erträgliche Maß übersteigt. Vor zwei Jahren habe ich mich offensichtlich geirrt. Natürlich ist es im Grunde nicht meine, sondern ihre Angelegenheit, sie müssen ihre eigene Wahl treffen. Mir tut nur dieses verschwindende Häuflein der *anderen* leid, die ich hier kennengelernt und mit denen ich wirklich gut zusammengearbeitet habe. Heute sind sie alle paralysiert von bösen Vorahnungen künftiger Liquidierungen und Säuberungen, es fiel schon das Wort ›Emigration‹, von anderen hörte ich ›Los von Kiew! Die Grenze wieder an den Zbrucz‹. Ich glaube nicht, daß der genossene Alkohol daran schuld war – es wurde vollkommen nüchtern ausgesprochen. Natürlich werden Organisationen wie die historisch-kulturelle Gesellschaft ›Donau-Klub‹ nicht sofort geschlossen, nicht gleich morgen; man muß daher versuchen, soviel wie möglich

zu erreichen, solange es noch geht.« Deshalb verschwand er in der zweiten Julihälfte jenes Jahres 1994 für längere Zeit in den Karpaten, wo er – für die geplante »*Memento*«-Ausstellung – überwiegend alte Friedhöfe fotografierte. Fast einen ganzen Monat verbrachte er zwischen Himmel und Erde, orientierte sich anhand einer alten Militärkarte, die er in weiser Voraussicht aus Wien mitgebracht hatte, und schlug sich durch, in Flußtälern, auf Feldwegen und manchmal auch entlang von Bergkämmen, wobei er von Zeit zu Zeit wie eine Beschwörung ein seltsames Wort murmelte: *Gorgany*.

In die Dörfer ging er nur, um Proviant zu kaufen – Gebärdensprache und ein Dutzend ukrainischer Wörter reichten zur Verständigung völlig aus; andere wiederum behaupteten, er habe schon damals die Dolmetscherin bei sich gehabt, aber das paßt nicht recht zum Inhalt und zur Stimmung seiner Briefe über die Einsamkeit unter dem gestirnten Himmel. Der Sommer war außergewöhnlich heiß, das Gras vergelbte noch vor Beginn des August, und Karl-Joseph Zumbrunnen war braungebrannt. Mehr als alles andere genoß er es, von Zeit zu Zeit in einen der unzähligen Bergbäche einzutauchen, im Wasser zu liegen und konzentriert in die sattblaue, von keinem Wölkchen getrübt Tiefe über ihm zu schauen. Es hatte lange nicht geregnet, und die Bäche führten wenig Wasser, dieses Wasser aber hatte eine klare, grünliche Durchsichtigkeit erreicht, auch war es wärmer als sonst. Karl-Joseph Zumbrunnen, wie alle meine Helden, liebte das Wasser sehr.

Er kam aus dem Städtchen Sitzgras irgendwo im Osten oder meinetwegen auch im Süden Österreichs (zugegeben, ich habe es schon andernorts beschrieben, doch warum nicht: eine gotische Kirche, Turmuhr, eine Straße mit Postamt und Weinkeller, morgendliches Gurren der Tauben, Gehwege, die fast überall zwischen Fußgängern und Radfahrern gerecht aufgeteilt sind, auf dem Hügel ein alter Baronssitz, ein richtiges Schlößchen, heute Museum für alte Stiche oder alpinen

Fischfang; eine Kastanienallee, am Horizont die östlichen Alpen, eine Wassermühle und Baden im grünlichen Wasser). Das Wasser, das Baden bis in den späten Abend hinein unweit einer alten, im letzten Krieg erstaunlicherweise nicht ausgebombten Mühle, dieses Eintauchen in die allergrünsten warmen Wassertiefen, mit der heimlichen, durchaus genußvollen Vorstellung, nicht mehr zurückzukehren, auf immer in die Tiefen zu entschwinden – dieses Gefühl überwältigte Karl-Joseph in seinen glücklichen Träumen, während er in den unglücklichen Träumen nur leiernde Musik hörte und kein Wort von dem verstand, was man zu ihm sagte.

Als er damals aus den Karpaten zurückkehrte, stellte er erstaunt fest, daß noch nichts Schlimmes passiert war. Alle seine Lemberger Bekannten waren unangetastet geblieben, die erwartete Welle von Verhaftungen und die Zerschlagung patriotischer Strukturen überraschend aufgeschoben worden. Einige seiner Kumpels versicherten sogar, es sei besser so, man könne und müsse sich mit der neuen Obrigkeit arrangieren, zumindest handle es sich um Pragmatiker, was nicht das Schlechteste sei, hinzu komme die deutliche Verjüngung der Führungsstrukturen – also genau das, was dieser Gesellschaft seit langem gefehlt habe. »Heute kommen unsere Altersgenossen an die Macht«, sagte ein Germanist, zeitweilig sein Übersetzer, in Wirklichkeit aber der Übersetzer Heideggers. »Einige von ihnen kenne ich, besser gesagt: kannte ich persönlich. Das Leben wird interessant.« Karl-Joseph Zumbrennen ließ sich Zeit und trank schweigend den überzuckerten moldawischen Wein, wovon ihm aber nicht leichter ums Herz wurde. Seine »Memento«-Ausstellung wurde in mehreren Städten Galiziens gezeigt, die Besucher strömten, die Buffetempfangs waren opulent. Offizielle Damen und Herren eröffneten die Veranstaltung und sprachen vom neuen großen europäischen Land Ukraine, Mädchen, gerade noch sexy genug, umschwärmten den *bekanntesten Wiener Fotografen*

odalischenhaft, von einem unsichtbaren Regisseur gelenkt, und rieben wie unabsichtlich ihre angespannten Hintern an ihm. Karl-Joseph gefiel es langsam wieder in diesem warmen Land.

Im Herbst dann verließ ihn, wie schon erwähnt, seine langjährige Wiener Freundin, nachdem sie erfahren hatte, daß er zu Weihnachten wieder nach Lemberg fahren würde. Es heißt, morgens um fünf Uhr vierunddreißig habe Eva-Maria ihn zum letztenmal leicht auf die noch von der Karpatensonne gebräunte Stelle unter dem Adamsapfel geküßt. Später trug er einen silbernen Anhänger, in den Name und Adresse eingraviert waren. Es war also der letzte Sommer, in dem die von ihr geliebte Mulde hatte braun werden können. Der letzte Sommer, der letzte Herbst.

Ohne den leisesten Versuch, die selbstgeschürte Euphorie zu verbergen, schrieb er dann schon im folgenden Jahr aus Lemberg: »Es gibt plötzlich gutes Bier! Neue Kaffeehäuser und sogar passable Restaurants! Immerhin ändert sich etwas – die Fassaden etcetera. Ich habe sogar schon mit dem Gedanken gespielt, vorübergehend von Schwarzweiß zu Farbe zu wechseln – natürlich nicht wegen der *Schönheit*, sondern wegen der Geschichte. Daraus könnte ein ganz lustiger Bildband werden: ›Lembergs neue Kleider‹. Die Versuche, die hiesige Oberfläche mit den zweifelhaften Farben von den nahen polnischen Basaren zu übertünchen, nähmen sich wirklich komisch aus, wären da nicht die äußerst ehrenwerten idealistischen Anwendungen der hiesigen neuen Unternehmer. Das sind wirklich junge Leute, die zuallererst ihr Land verändern wollen, und es wird ihnen – toi toi toi – auch gelingen.« Und weiter unten: »Ich habe mich geirrt, als ich Anfang der Neunziger schrieb, daß die Leute positive Tendenzen ungewöhnlich schnell aufgreifen und die Situation in ihrem Land rasch zum Besseren wenden würden. Die folgenden Jahre haben gezeigt, daß das Land wohl zu groß, zu schwerfällig und

auch zu kompliziert ist für rasche Veränderungen. Aber zum Glück habe ich mich auch geirrt, als ich vor einem Jahr glaubte, man könne nichts anderes tun, als die ganze Sache zu begraben. Die Wirklichkeit hat uns neue Überraschungen beschert. Der Abschied von der Jugend ist gar nicht so tragisch, wenn direkt darauf die Reife beginnt.«

Der letzte Satz paßte nicht recht in den vorangegangenen amateurhaft-analytischen Kontext, und Karl-Josephs Freunden blieb mal wieder nichts anderes übrig, als die Achseln zu zucken, wenn sie ihn lasen. Ich hingegen verstehe recht genau, was los war. Aber davon später.

Seine Briefe aus der zweiten Hälfte der neunziger Jahre sind eine seltsame Mischung aus privater Publizistik, widersprüchlichen Tagebuchnotizen und unmotivierten emotionalen Ausbrüchen in Sphären, die ans Metaphysische grenzen. »Es ist furchtbar mühsam, sich mit Vertretern der hiesigen Obrigkeit zu unterhalten«, lesen wir an einer Stelle. »Ein Exemplar dieser Spezies, ehemaliger Polithäftling und Autor von Samisdat-Poesie, der dank der Ironie des Schicksals und lokaler höfischer Intrigen auf einen verführerischen Funktionärsessel gehievt wurde, versuchte kürzlich, mich davon zu überzeugen, daß sein Volk fast 10 000 Jahre alt ist, daß die Ukrainer mit den kosmischen Kräften des Guten in direkter Verbindung stehen und nach Schädelform und Augenbrauenwölbung fast der *typisch arischen Spezies* zugehören, deshalb sei eine Weltverschwörung gegen sie im Gang, deren Agenten die nächsten geographischen Nachbarn und gewisse zersetzende Elemente im Innern sind – ›Sie wissen schon, an wen ich denke, Herr Zumbrennen‹. Danach verschwendete er noch viel Energie darauf, mir die absolute Nichtigkeit der russischen Kultur klarzumachen, und es schien ihm wohl, als ließe er keinen Stein auf dem anderen: Mussorgsky, Dostojewski, Semiradski, Brodsky – was für Namen! schon die Namen sagen doch alles! rief er, in Ekstase geratend und mich

mit seinem blau-gelben Geifer besprühend, Rubinstein! Eisenstein! Mandelstam! Mendelblat! Rostropowitsch! Rabinowitsch! – das Komischste daran aber ist, daß er all das auf russisch sagen mußte, da sich dieser *echte Ureuropäer* nicht die Mühe gemacht hatte, auch nur eine europäische Sprache zu lernen. Ich war gezwungen, seinen chaotischen Vortrag mit ein paar unbequemen Fragen zu unterbrechen, auf die er nur blöde blinzelte. Ich fragte zum Beispiel: Gut, wenn Sie tatsächlich über eine so alte und mächtige Kultur verfügen, warum dann dieser Gestank auf Ihren öffentlichen Toiletten? Warum ähneln die Städte faulenden Abfallgruben? Warum stirbt die Altstadt, Viertel um Viertel, warum brechen die Balkone von den Fassaden, warum haben die Hofeingänge kein Licht, und warum tritt man dauernd auf zerbrochenes Glas? Wer ist schuld daran – die Russen? Die Polen? Andere *zersetzende* Elemente? Gut, mit den Städten sind Sie überfordert, aber was ist mit der Natur? Warum kippen Ihre Bauernrüpel – diese, wie Sie sagen, Träger einer zehntausendjährigen zivilisatorischen Tradition – all ihren Scheiß einfach in die Flüsse, und warum stößt man, wenn man durch Ihre Berge wandert, fünfmal häufiger auf Eisenschrott als auf Heilpflanzen? Ich konnte mich kaum zurückhalten, eine persönliche Frage zu stellen – warum er, seit kurzem Träger des Ordens des heiligen Wolodymyr, so viele Schuppen auf den Schultern hatte. Aber schon was ich laut geäußert hatte, reichte völlig, um ihn merklich abkühlen zu lassen, und während er mißtrauisch die Form meines Schädels betrachtete, gab er mir unzusammenhängend und wortreich zu verstehen, daß er keine Möglichkeit sehe, unsere diesjährige Fotoexpedition finanziell zu unterstützen. Es führt eben zu höchst unerfreulichen Resultaten, wenn man eine derart *staatstragende*, wie zum Hohn den Archivtiefen eines vulgarisierten 19. Jahrhunderts lebendig entrissene Person mit der hiesigen Wirklichkeit konfrontiert. Ich schreibe diesen Brief im Herzen des